Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 12

Artikel: Peter Zeindler
Autor: Scherer, Joh. P.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666615

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ziemlich niedergeschlagen machte sich der junge Maler auf den Heimweg. Er hatte so grosse Hoffnungen auf die Tiefenwirkung und räumliche Weite gesetzt. Zu Hause überlegte er sich die Sache aber nochmals und brachte schliesslich doch ein paar Kontraste in sein Bild, in Form eines roten, eines gelben und eines braunen Fischerbootes. Auch einen einsamen Angler stellte er ans Ufer.

Doch auch so gefiel den Leuten das Bild noch nicht. Der eine wollte noch Wolken im Himmel haben, der andere etwas Binsen und Röhricht im Vordergrund, und dem dritten hätte das Bild gar nicht so übel gefallen, wenn er nur eben diese Binsen und die Wolken weggelassen hätte. Zuletzt riet ihm sogar einer, den Angler und die Fischerboote zu übermalen und dafür einen Baum ins Bild zu setzen, zum Beispiel eine alte Uferweide.

Da schlug sich der Maler an die Stirn. «O ich Esel», rief er, «so war ja das Bild am Anfang! Und statt es so zu lassen, ging ich hin und fragte alle Welt um ihre Meinung und richtete mich darnach, als ob man jemals alle Menschen zufrieden stellen könnte. Und jetzt ist kein eigener Gedanke, kein eigener Pinselstrich mehr daran. Hätte ich es doch gelassen, wie es am Anfang war!»

Damit kratzte er alles von der Leinwand weg, den See, den Himmel und das Uferstück, die noch aus der ersten Fassung stammten, sowie die späteren Zutaten: die drei Fischerboote, die Wolken, den Angler und das Röhricht.

Am nächsten Tag aber ging er hinaus und malte genau dieselbe Landschaft noch einmal, die Seebucht mit dem alten Weidenbaum. Und diesmal fragte er nur sich selbst, ob die Uferlinie, die räumliche Tiefe und die Kontraste richtig waren. Und als das Bild soweit fertig war, dass er nichts mehr hätte besser machen können, dünkte es ihn noch schöner als sein erstes.

Seit diesem Tage aber war er selber ein Meister.

Hugo Meier

Peter Zeindler

Das ist nun schon viele Jahre her. Ich ging damals in die sechste Klasse und war ein Schüler wie alle andern: den Kopf voller mutwilliger Streiche und immer bereit, die Lehrer zu ärgern. Nur einen Lehrer verschonten wir: unsern Turnlehrer. Er war ein bekannter Fussballspieler, unter dessen Leitung wir einen Klassenklub gegründet hatten, der bald zu den stärksten Schülerklubs gehörte. Herr Lips, so hiess der Lehrer, war ein feiner Mensch, grossen Worten abgeneigt und voller Verständnis und Einfühlungsvermögen. Der beste Spieler unserer Klasse hiess Schaumburg. Er war, wie man erzählte, der Sohn eines deutschen Barons, was uns allerdings keinen Eindruck machte. Weil er aber der frechste und stärkste Schüler war, der sogar mit älteren Knaben anband und gewann, hatten wir ihn schweigend zu unserem Anführer gemacht. Sein Gegenstück hiess Peter Zeindler. Er war klein und schwächlich und kam immer in viel zu grossen, mit bunten Stoffresten geflickten Kleidern in die Schule. Sein Vater war, wie man sich heimlich zuflüsterte, im Gefängnis. Jeden Morgen musste er vor der Schule einem Milchmann helfen, die Milch auszutragen, und nicht selten schlief er während der Schulstunde ein. Ueber ihn machten wir uns stets lustig. Knaben sind nun einmal so: sie müssen bewundern oder verachten. Wir waren nicht grausam, nur gedankenlos und quälten Zeindler, so oft sich Gelegenheit bot. Mit Hohn und Spott wiesen wir ihn zurück, als er es wagte, unserm Fussballklub beitreten zu wollen. Feige war Zeindler nämlich nicht. Er war passiv mutig. Er wehrte sich nie, mit einem unglücklichen und leidenden Gesicht liess er sich verspotten, aber keiner sah ihn je weinen. Noch heute sehe ich seine jämmerliche Gestalt in den schlotternden Kleidern vor mir.

Aber eines Tages trieben wir es zu arg: bei einem Schulausflug schupsten wir ihn hin und her, einer stiess ihn dem andern zu — zuletzt stellte Schaumburg ihm ein Bein, Zeindler fiel hin und blieb mit gebrochenem Fuss liegen.

Am andern Tag fehlte er in der Schule. Wir hatten alle ein sehr schlechtes Gewissen und taten, als beachteten wir sein Fehlen nicht. Aber nach der Turnstunde liess uns der Lehrer nicht nach Hause gehen, sondern versammelte uns im Schul-

zimmer. Dann fragte er, wer Zeindler ein Bein gestellt habe. Wir antworteten nicht. Keiner wollte Schaumburg verraten, weil Verrat das Schlimmste war, was ein Knabe tun konnte.

Herr Lips hatte sich auf den Tisch gesetzt und sah uns lange an. Dann sagte er: «Ich habe schon lange beobachtet, dass ihr Zeindler immer gequält habt. — Warum machtet ihr das?»

Zuerst schwiegen wir betroffen. Dann rief einer: «Sein Vater ist im Gefängnis.» Alle lachten. Damit war der Bann gebrochen. «Er hat immer geflickte Hosen», rief ein zweiter, und ein dritter fügte hinzu: «Und einen alten braunen Tschoppen.» Lips wartete und schwieg. Endlich sagte er leise: «Ja, sein Vater ist im Gefängnis. Wisst ihr, warum?»

Nun schwiegen wir. Darüber hatten wir nie nachgedacht.

Und Lips fuhr fort: «Ich weiss es auch nicht. Aber deswegen muss er doch kein schlechter Mensch sein. Er hat vielleicht einmal etwas Unüberlegtes getan. Und Peter kann dafür nichts, das wisst ihr selbst. Er trägt alte Kleider, das stimmt. Er ist halt sehr arm. Ihr wisst ja, dass er einem Milchmann helfen muss. Möchtet ihr jeden Morgen, wenn es noch dunkel ist, aufstehen und Milch austragen? Gewiss nicht.» Er sah uns ernst an. «Ist euch noch nie aufgefallen, dass Peter in der Pause nie etwas zu essen hat? Vielleicht hat er manchmal auch Hunger, aber seine Mutter kann ihm nichts geben. Und diesen Knaben habt ihr geplagt und ausgelacht. Ist das schön von euch?»

Wir schwiegen und sahen an Lips vorbei.

«Ihr habt einen Fussballklub und ihr spielt gut. Das will ich zugeben. — Würdet ihr gegen Erstklässler spielen?»

Wir lachten und schüttelten den Kopf.

«Warum nicht?»

«Ach, sie würden ja sowieso verlieren», erwiderten ein paar gleichzeitig und voller Geringschätzung.

«Eben! Ihr würdet euch also schämen, gegen schwächere Schüler zu spielen. Aber ihr schämt euch nicht, einen schwächeren Knaben zu plagen, der sich nicht wehren kann. Und ihr wollt Sportsleute sein?» In seiner Stimme klang ein tiefer Vorwurf, der uns alle traf. Nun aber senkte er die Stimme und fuhr ruhiger fort: «Ein rechter Sportler kämpft nie gegen Schwächere. Er ist ritterlich. Ihr aber habt wie schlechte Sportler gehandelt, als ihr Zeindler quältet. Denkt einmal darüber nach — und denkt auch darüber nach, wie ihr eurem Kameraden eine Freude machen könnt. Sonst müsst ihr euch einen andern Trainer suchen. Und jetzt könnt ihr gehen.»

Dass Lips so ernst und wie zu Erwachsenen zu uns gesprochen hatte, beeindruckte uns stark. Wir schämten uns wirklich. Und auf dem Heimweg ging ein lebhaftes und eifriges Tuscheln und Flüstern los, alle machten Vorschläge, was man für Zeindler tun könne — bis Schaumburg mit seinem Vorschlag durchdrang. Und noch am gleichen Tag begann ein eifriges Tun. Wir forderten in einem Brief den Klub der ersten Sekundarschule, der bisher unbesiegt war, zu einem Kampf heraus, und erklärten, der Gewinner könne sämtliche Einnahmen für sich behalten. Dann vervielfältigten wir kleine Handzettel, die wir in den Häusern verteilten. Unser Turnlehrer, den wir eingeweiht hatten, half uns eifrig und voller Freude. Und am Samstag hing in allen Schulhäusern ein Anschlag: Freundschaftsspiel der sechsten Klasse von Herrn Lips gegen die erste Sekundarklasse von Herrn Burri. Eintritt fünfzig Rappen.

Wir hatten wirklich einige hundert zahlende Zuschauer, sogar die meisten Lehrer waren mit ihren Frauen gekommen. Schiedsrichter war Herr Lips. Wir wussten, dass unsere Chancen sehr klein waren wir wussten aber auch, dass wir das eingenommene Geld haben mussten — und darum kämpften wir mit einer verbissenen Energie. Jeder gab sein bestes, und bis zur letzten Viertelstunde des Kampfes war das Spiel unentschieden. Dann aber verwandelte Schaumburg einen Strafstoss in die linke obere Ecke. Wir hatten gewonnen.

Zwei Tage später gingen Schaumburg, Schellenberg, ein anderer Schüler und ich zu Zeindler in das Spital.

Er strahlte, als wir eintraten. Zuerst sassen wir verlegen herum und wussten nicht, was wir sagen sollten, bis Schaumburg aufstand. Und er, der sonst so frech war, stotterte. «Lieber Peter», sagte er. Uns fuhr eine Gänsehaut über den Rücken. Wer sagt schon «Lieber», und dazu noch den Vornamen! Das klang so feierlich. «Es tut uns sehr leid, weil du wegen uns im Bett liegen musst.» Zeindlers Augen wurden gross und rund. «Und darum haben wir am Sonntag für dich Fussball gespielt . . .» Wieder schluckte er, nahm dann aus der Brieftasche zwei neue Hundertfrankennoten und legte sie auf den Nachttisch. «Wir haben nämlich Eintritt verlangt, damit du dir etwas kaufen kannst. Und . . .» Jetzt kam das Schwerste, das am meisten Selbstüberwindung von uns verlangte:

«Wenn du wieder in die Schule kommst, kannst du in unserem Klub mitspielen. Wir brauchen einen Torhüter ...»

Zeindler hörte zu, er druckste und schluckte, auf einmal drehte er sich herum, und jetzt sahen wir ihn das erstemal weinen: das Gesicht ins Kopfkissen gedrückt, schluchzte er tief. Wir waren furchtbar verlegen und wussten nicht, was wir sagen sollten. Darum verliessen wir plötzlich, ohne dass einer den Vorschlag gemacht hätte, das Zimmer. Auf der Strasse blieben wir kurz stehen, sagten dann «Tschau» und gingen nach Hause. Keiner sagte ein Wort über das soeben erlebte, und auch als Zeindler wieder in die Schule kam, wurde es nie erwähnt. Erst viele Jahre später, als ich Schellenberg einmal traf, plauderten wir davon und waren uns einig, dass dies eines der wichtigsten Erlebnisse der Schulzeit gewesen war, weil wir damals gelernt hatten, was Sportgeist und Ritterlichkeit ist, und weil wir erkannten, wie leicht es ist, einem andern Menschen zu helfen, wenn man zusammensteht.

Joh. P. Scherer

Der gestohlene Regenschirm

Gerichtspräsident Gerber ereiferte sich nicht oft. Er war friedliebend, gutgenährt und weise. Umso verwunderlicher war es, dass er bei der Behandlung der Strafsache Meier den Gerichtsschreiber plötzlich beinahe wütend anschrie: «Ich will ihm den bedingten Strafvollzug gewähren. Die Voraussetzungen sind erfüllt, verstehen Sie, erfüllt!»

Sollen sie meinetwegen erfüllt sein, wenn du es partout haben willst, dachte der Gerichtsschreiber und schwieg beleidigt. Was hätte er sagen sollen? Nach seiner Auffassung war dieser Angeklagte ein rechter Lump. Weder Vorleben noch Charakter rechtfertigten einen Aufschub der Strafe. Das hatte er in allem Anstand bemerkt, als der Gerichtspräsident den bedingten Strafvollzug in Aussicht stellte. Also ...

Das hartnäckige Schweigen wurde dem Gerichtspräsidenten lästig. Er nahm die Brille ab, putzte sie, setzte sie wieder auf und schaute den gekränkt schweigenden Gerichtsschreiber fragend an. Dieser aber schwieg entschlossen weiter. So liess sich der Präsident unwillig zu einer Erklärung herbei.

«Ich weiss, ich weiss, er hat wohl einen schlechten Ruf. Er ist faul und hat sich viel herumgetrieben. Schlimmer noch, er hat wohl auch allerlei geklaut. Aber bisher hatte er immer Glück, er glaubte wohl gar, das Stehlen sei eine Beschäftigung wie eine andere. Jetzt aber wurde er verhaftet, verhört, vor Gericht gestellt. Zum erstenmal wird ihm so recht bewusst, welche Folgen das Stehlen hat. Ist da nicht zu erwarten, dass er seine bisherigen Diebereien mit ganz anderen Augen betrachtet und sich hoch und heilig gelobt, nichts mehr mitlaufen zu lassen? Da sollte man ihm doch eine Bewährungsfrist geben. Denn stecken wir ihn gleich ins Gefängnis, so nützen ihm seine guten Vorsätze ja nichts. Er ist als Dieb gestempelt und wird vermutlich auch einer bleiben.»

«Gut, gut», murmelte der Gerichtsschreiber. Seine Gedanken behielt er wohlweislich für sich.

Später, als Meier vor dem Gerichtspräsidenten stand, gab dieser sich grosse Mühe, dem Angeklagten zu erklären, dass ihm der bedingte Strafvollzug nur mit grössten Bedenken gewährt worden sei. Er solle sich also der Rechtswohltat würdig erweisen, sonst müsse die Strafe doch noch vollzogen werden.

Meier lauschte mit offenem Mund und schien von allem nur das Eine zu verstehen, dass er nicht ins Gefängnis müsse, sondern heimgehen könne; und mit breitem Grinsen sagte er: «Danke, Herr Präsident.»

Als der Präsident mittags nach Hause gehen wollte, konnte er seinen Regenschirm nicht finden. «Können Sie sich nicht erinnern, dass ich den Schirm heute Morgen in den Ständer im Korridor stellte? fragte er den Gerichtsschreiber, der noch mit dem Zuknöpfen seines Regenmantels beschäftigt war.

«Doch, aber vielleicht hat ihn der Weibel woanders hingestellt. Ich werde ihn fragen.»